

Mit dem Deostift komponiert

E oder U oder EU? – „The Society Architect“ in der Bundeskunsthalle Bonn uraufgeführt

Das Forum der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik in Bonn hat sich in den neunziger Jahren zu einer ersten Adresse des experimentellen Musiktheaters gemauert: Komisches wurde dort geboten und Tragisches, neue Operette und neue Innerlichkeit, keß multimediale und biedere Produktionen. Nun bekam der Komponist Peter Gordon eine „Bonn chance“, zusammen mit dem Librettisten und Ausstatter Lawrence Weiner, allerdings ohne die ganzen aufwendigen Video-Apparaturen, die vorangegangene Uraufführungen belebten: „The Society Architect Ponders the Golden Gate Bridge“ – eine künstlerische Erwägung besonderer Art.

Aus Bambus scheint das Gestänge, das eine Hängebrücke von der Bauart der Golden Gate Bridge andeutet. Vier Statisten schieben das Objekt gelegentlich auf der Spielfläche des Forums der Bundeskunst- und Ausstellungshalle in Bonn herum. Acht Sängerinnen des Ensembles „Generation Berlin“ gehen hinter dem abendfüllenden Objekt in Stellung, auch sie in roten Gewändern, die der Uniformierung amerikanischer Sektoren nachempfunden wurden. Die Choristinnen sekundieren mit „Yes“ und „No“ der Bekanntgabe eines Jury-Urteils in der ziemlich unscharf vorgetragenen Frage, was Kunst per se sein müsse – und was sie vielleicht nicht ist. Und alsbald wird im musikalischen Drive des animierenden Disco-Rhythmus darauf verwiesen, daß „dort eine Linie ist mit einem Dollarzeichen davor“ – eine Demarkationslinie, an der bekanntlich die Entscheidungen der ästhetischen Gegenwart verlaufen.

Der Librettist und Regisseur Lawrence Weiner konzipierte einen weithin kryptischen Text, aus dem sich Dialoge zwischen einer in Mezzo-Lage inquisitorisch fragenden Frau und einem offensichtlich auf Rechtfertigung einer weitgehend verselbständigten künstlerischer Intelligenz und Produktivität bedachten Tenor herauschälen. Es geht, wenn wir richtig verstanden haben, in diesen imaginären Gerichtsverhören um den materiellen und immateriellen Wert von „Sprach-Skulpturen“, die sich wegen ihrer luftigen Konsistenz nicht einmal auf Papier bannen lassen – „Arbeiten über die Beziehungen von Menschen zu Gegenständen“. Zum Beispiel zur berühmten Brücke in Kalifornien. Der Text gelangt gelegentlich auch zu philosophischem Abhub. So dort, wo er die Schlüsselfrage aufwirft, „was bleibt“ – und zur Antwort gelangt: „Was übrig bleibt, hat keinen Nutzen, bis es wieder benutzt wird.“ Auch da, wo er abgründig mit den Vokabeln „Haben und Nehmen oder Geben und Bekommen“ spielt. Aber aus dem Wortspiel entwickelt sich noch nicht einmal ansatzweise gesellschaftskritischer Diskurs. Es scheint, daß es hier eher ums Nehmen geht, das bekanntlich seliger macht als das Geben.

Die Idee ist nicht ohne tieferen Witz: Dialoge zu konstituieren, die das Unfaßbare einer radikal neuen Kunst einkreisen. Nicht auszuschließen, daß der bärtige Wort-Bildhauer Weiner nicht immer auf breite gesellschaftliche Zustimmung für seine luftigen Ideen stieß und sich seinen Frust über allwaltende Banausie von der Seele schrieb. Eben so wenig von der Hand

zu weisen ist, daß er etwas feinsinnig zu ironisieren gedachte. Freilich wäre dann sein Spott so fein gewirkt, daß er in einer allzu kontemplativ angelegten Inszenierung und im Klangband der Musik verschwindet.

Er denke nie an die Zukunft, sagte Albert Einstein einmal, „sie kommt rasch genug“. Just so mag im Prinzip auch Peter Gordon denken oder nicht denken. Freilich auf pragmatischere Weise. Der Komponist bediente sich für die Klänge, die Weiners Tasten nach luftigen Neuigkeiten unterfüttern, vorwiegend älterer Materialien: manche Kantilene der Choristinnen erinnert an die Frühzeit der abendländischen Musik, andere an altirische Volkslieder mit Dudelsackbegleitung; vieles von dem, was er in seinem Rechner gesampelt hat, wirkt wie Philip-Glass-Recycling und aufgewärmtes Musical der achtziger Jahre; das meiste orientiert sich an Techno-Retorten-Musik und Disco-Sound.

Die Frage, ob es sich bei diesem Konglomerat um E- oder U-Musik handelt, scheint müßig. Es ist wohl so etwas wie grenzüberschreitend kompatible EU-Musik (nach neuer Norm). Oder auch Eu-Musik: permanent „gut drauf“ und frischwärts getrieben. Es ist mit dem Computer eingemachtes Cross-Over, das recht aseptisch anmutet. Musik, wie mit dem Deo-Stift komponiert. In der Sequenz VI des Werkes heißt es signifikant: „Wenn das Staunen keine hinreichende Beschäftigung ist / dann gibt es keine Notwendigkeit, etwas zu leisten.“ In Bonn konnte man wieder staunen. Auch über dieses Experiment von „Bonn Chance“. FRIEDER REINTINGHAUS